

# Illustrirtes Unterhaltungs-Blatt

Gratisbeilage zum  
„Fuldaer Kreisblatt“.

Nummer 46

Verlag von J. S. Uth's Hofbuchdruckerei in Fulda.  
Druck der Verlagsanstalt Minerva und Familienheim, Würzburg und Bärn.

Jahrgang 1914



Aus dem österreichisch-ungarischen Hauptquartier: Armeekommandant Erzherzog Friedrich mit seiner Tochter.

# Der Talisman. Von August Gräf, München.

Fortsetzung.

Nachdruck verb.

Mehr wußte der Trompeter auch nicht zur Aufklärung beizutragen. Klaus Herwig nahm es für sicher an, daß sich Knuschte in dem Schützen getäuscht hatte. Was mochte auch den Alten bewogen haben, einen derartigen Streich auszuführen, abgesehen davon, daß ja der Kastellan, wie Klaus selbst wußte, gefährlich erkrankt war. Er schaltete diesen Verdacht gänzlich aus. Wer war nun der geheimnisvolle Täter? Nach der Richtung, aus der die Kugel gekommen war, stund fest, daß sie dem Leutnant gegolten hatte. Um eine Hand breit tiefer, hätte sie ihn treffen müssen. Glücklicherweise hatte der Schütze sein Ziel verfehlt und dem hinter Klaus reitenden Husaren nur eine heftig blutende Fleischwunde am Oberarm verursacht.

Herwig ließ dem Verwundeten einen Notverband anlegen und blieb bei dem eben zurück. Die fünf anderen Husaren sandte er zur Verfolgung des Schützen aus. Es währte nicht lange, so kamen sie zurück und meldeten, daß die Suche ohne Ergebnis verlaufen sei. Eine Zeit lang hatten sie die Spur des Fliehenden im Schnee verfolgt, aber plötzlich sei dieselbe im Hochwald verschwunden. Sie hatte bis zu einem tiefen Graben geführt, wo sie geendet habe. Trotz schärfsten Umerspähens war ihr Weiterlauf nicht zu entdecken gewesen.

Der Leutnant und seine Leute standen vor einem Rätsel. Nicht nur, daß der heimtückische Schütze entkommen war, ließ sich auch aus den hinterlassenen Spuren, die deutlich im weichen Schnee eingedrückt waren, kein Aufschluß finden. Der Leutnant überzeugte sich selbst. Bis zu einem tieferen Graben war die Spur zu verfolgen, von da an war nichts weiter zu entdecken.

Die heutige Streife hatte ein jähes Ende gefunden. Die kleine Patrouille lehrte nach Schloß Rombeau zurück.

Wie Herwig mit den Husaren über den Schloßhof den Ställen zuritt, begegnete ihnen Margot. Sie erschrak sichtlich, als sie den Verwundeten wahrte. „Mon Dieu“, rief sie entsetzt und ihre dunklen Augen richteten sich starr auf den Leutnant. „Monsieur, man hat Sie doch nicht überfallen?“ „O, doch, Mademoiselle Margot“, antwortete der, „und die Kugel hat sogar eigentlich meiner Person gegolten.“ Ertümelte herfürte ihn der angstvoll und mitleidige Blick der Komtesse.

Die angebliche Wahrnehmung des Trompeters kam ihm ins Gedächtnis. „Mademoiselle, wie geht es dem Kastellan, ich sah ihn seit einigen Tagen nicht“, fragte er, „wo befindet er sich, ich habe einen Auftrag für ihn.“

Bei dieser Frage schien sie zu erbleichen und ein kaum merkliches Zittern lief durch ihre schwächliche Gestalt. „Der Kastellan?“ hauchte sie leise und ihre Stimme bebte; „ich glaube, er ist sehr krank, der Doktor von Priz befand sich heute bei ihm.“ „Ich danke Ihnen“, sagte er und ritt weiter. Margot schaute ihm immer noch erschrocken nach.

Eine Wirrnis von Fragen beschäftigten Klaus Herwig. Nach der Mitteilung der Komtesse kam also der Schloßverwalter doch

nicht als Täter in Betracht; es lag wohl eine Täuschung Knuschkes vor. Wer aber hatte den Schuß aus dem Hinterhalt abgegeben? Auch das sonderbare Verhalten Margots war Herwig aufgefallen. Warum war sie so sehr erschrocken und warum hatte sie auf die Frage nach dem Kastellan so gezittert? Und abschlah war sie dabei geworden? Sollte sie schließlich gar die Unwahrheit gesagt haben? Er traute ihr keine Lüge zu. Für alle die Fragen, die ihn durchzuckten, fand Klaus keine Lösung.

\* \* \*

Das Fenster der Nacht lastete über der Erde. Auch auf Rombeau lag alles in Ruhe. Die Soldaten und Schloßbewohner hatten sich längst schon in Morpheus' Arme begeben. Nur der gleichmäßige, dumpfe Schritt der Wachen hallte durch das sternlose Dunkel.

Doch nicht alle Menschen im Schloße schliefen. Margot, die Tochter des Vicomte, wachte noch einsam in ihrer Kammer. Sie sah über das weiche Ruhebett hingebeugt und hatte das Haupt im schwelenden Kissen vergraben. Unterdrücktes Schluchzen und Stöhnen aus ihrer Brust durchzitterte wie Geisterlaut das pruntholl ausgestattete Gemach. Welcher Schmerz mochte wohl ihr Inneres zerröhren, welche Sorgen das müde hingefunkene Haupt beschweren? . . .

Die Schloßuhr hub ächzend zu schlagen an. Elf reine Schläge klangen durch die Nacht in das Land hinaus — eine Stunde vor Mitternacht. Margot fuhr fröstelnd von ihrem Lager auf. Sie trocknete die Tränen, die ihre Wangen geneigt hatten und nahm von der Wand einen langen Mantel, in den sie sich bis zur Unkenntlichkeit einhüllte. Nachdem sie noch zuvor längere Zeit angestrengt durch das Dunkel gelauscht hatte, öffnete sie ihre Kammertüre und trat geräuschlos hinaus in den finsternen, langgestreckten Ausgang, der das Hauptgebäude des Schlosses mit dem Turm verband. Wie ein Schatten glitt Margot an der Wand entlang. Was hatte sie wohl zu der späten Stunde noch vor?

Am Ende des Ausgangs angekommen, schloß das Mädchen eine niedrige Pforte auf und verschwand durch dieselbe. Sie ließ jetzt eine kleine, abgeblendete Laterne ausleuchten, die sie in den Falten ihres Mantels verborgen gehalten hatte. Margot befand sich allem Anschein nach in einem Gemach des Schloßturmes. Graue Steinwände, ohne Bewurf umschlossen den kahlen, niedrigen Raum. Eine schmale Wendeltreppe führte in die unteren Stockwerke des Turmes. Margot schritt vorsichtig, um kein Geräusch zu verursachen, die Stufen hinab. Im untersten Turngemach hielt sie ihren Schritt an und horchte, doch außer dem Tritt des Postens, der von ferne durch das hochgelegene, kleine Fenster des Raumes hereinklang, war kein Laut zu vernehmen. Der Fußboden der Turmstube war mit aufgehäuften Feldfrüchten bedeckt. Der Raumbiente wohl sonst als Vorratsspeicher. Die

Komtesse räumte einen Teil der Feldfrüchte beiseite. Darunter ward die Diele sichtbar, die aus schweren Eichenbohlen bestand. Das Mädchen ergriff ein kurzes Brecheisen, das sie aus einer Tasche ihres Mantels hervorgeholt hatte und setzte behutsam die Spitze desselben in eine der kaum wahrnehmbaren Ritzen zwischen den Brettern. Sie preßte dann mit ihrer ganzen Kraft das Eisen nieder. Es wollte ihr nicht gelingen, die Bohlen auch nur ein wenig zu heben. Nach heißer Mühe brachte sie es doch zuwege, daß sie ein Brett aus seiner Lage hob. Margot leuchtete ob der ungewohnten Anstrengung. Derauf hob sie ein zweites Brett hoch und nun gähnte ihr ein breites finsternes Loch entgegen. Eine roh gezimmerte Leiter reichte in die Tiefe hinunter. Die nächtliche Wandlerin raffte ihren Mantel zusammen und stieg behutsam von Sprosse zu Sprosse tastend hinab. Ein eisiger Lufthauch wehte herauf und brachte beinahe die Laterne zum Verlöschen. Bald saßte Margot wieder festen Fuß. Noch einige Schritte und sie stand im Freien. In der Nähe rauschte ein Bach. Das Mädchen folgte seinem Lauf. An einer dicht mit Dornestrüpp' und Bäumen bestandenen Stelle hielt sie inne. Vor ihr stieg ein mäßiger Hügel an. Margot bog das Gestrüch auseinander und legte so den Eingang zu einer geräumigen Höhle frei, die sich im Innern des Berges befand. Gewandt schlüpfte Margot hindurch. Der matte Schein der Laterne beleuchtete graue, feuchte und bemoste Felswände. Von der Decke der hochgewölbten Höhle sickerte Wasser in feinen Adern zu Boden. Margot schritt weiter. Die Höhle schien kein Ende nehmen zu wollen. Immer neue Fessengänge und Gewölbe schlossen sich an. Die Komtesse wanderte durch ein weitverzweigtes Höhlenlabyrinth im Innern des Berges. Geräumige Zeit schritt sie dahin. Sie mußte wohl diesen ungewöhnlichen Weg auch bei Nacht des öfteren schon gegangen sein, denn mit großer Sicherheit bewegte sie sich vorwärts. Da! Was war das? Ein heller Lichtstrom flutete ihr fernher entgegen und dumpfbräusendes Stimmengewirr drang an ihr Ohr. War das Innere des Berges vielleicht von nächtlichen Geistern bewohnt, denen sie einen Besuch abstatten wollte? Margot verfolgte unbekümmert den unterirdischen Höhlengang weiter. Sie kam dem Lichtschein immer näher und in der dröhnenden Stimmenbrandung, die an ihr Ohr schlug, waren schon einzelne Stimmen deutlich zu vernehmen. Allmählich weitete sich der Gang und lief in eine Felsenhalle von geradezu riesigen Dimensionen aus. Das Mädchen war am Ziel.

Die vor ihr liegende Höhle dehnte sich wie die weite Kuppelhalle eines mächtigen Domes nach allen Seiten aus.

Von hochaufgeschichteten Holzstößen geschützt, loderten in dem Felsenraum zahlreiche Feuer. Um die Feuer hatte sich eine nach mehreren Hunderten zählende Schar Männer gelagert. Es war eine höchst gemischte, bunte Gesellschaft. Neben Soldaten in allen möglichen, meist zerrissenen und schmutzigen Uni-

formen sahen derbknochige Bauern im groben Feinensittel, dazwischen mischten sich vereinzelte Arbeiter in schmiegigen, ruhgeschwärtzten Blusen und Stadtleute in schäbiger Eleganz. Alle diese herumlungelnden Gestalten, die allen Ständen und Lebensaltern angehörten, waren bewaffnet. Dunggabeln, alte und moderne Gewehre, Senen und noch andere irgend an einem Ort aufgefesene Waffen lagen durcheinander. Die ganze Gesellschaft sah äußerst fragwürdig aus. Bei einigermassen gutem Willen hätte man sie für eine Bande Straßenräuber und Gurgelabschneider halten können, was die verwegen ausschauenden Gesellen eigentlich auch waren, nämlich — Franktireurs. Versprengte und desertierte französische Soldaten, fanatisierte Bauern, existenzlose Städter hatten sich da zusammengefunden, um aus dem Hinterhalt heraus deutsche Kolonnen, und nicht gerade allzu selten auch friedliche Reisende zu überfallen. Diese Gesellen bemühten die patriotische Phrase nur dazu, eine Beute zu machen.

Die Freischärler vergnügten sich auf ihre Art mit Trunk und Spiel. Der irrende Tanz der Flammen ließ das wüste Treiben dieser Leute erst recht krautig und abstoßend erscheinen. Rohe Scherze, rauher, mehr gebüllter als gejungerer Gesang, Flüche und Schimpfreden tönten wirt durcheinander.

Margot zauderte hervorzutreten, als sie das Tun und Treiben der Franktireurs aus nächster Nähe gewahrte. Die Kerle mußten sich wohl vollkommen sicher in ihrem unterirdischen Bau fühlen. Margot war offensichtlich angewidert. Was mochte die Komtesse wohl überhaupt aus dem Schloß hierher in diese Gesellschaft getrieben haben?

Als Margot mit laut vernehmlichem Räuspeln ihr bisheriges Versteck verließ, trat Schweigen in dem Haufen ein. Nur vereinzeltes Flüstern war zu hören. Neugierig schauten alle auf das Mädchen. Sie hatten wohl nicht geringe Achtung vor ihr, denn in ihrer Gegenwart wagten sie es nicht, ihr unflätiges Tun fortzusetzen. Sie schritt mit stolz erhobener Hand an ihnen vorüber auf einen Mann zu, der sich bei ihrem Erscheinen erhoben hatte. Seine Uniform kennzeichnete ihn als französischen Offizier.

„Ah, Mademoiselle Margot, Sie schenken uns auch wieder einmal nach langer Zeit die Ehre eines Besuchs. Es freut mich wirklich, daß Sie die Sache des Vaterlandes nicht treulos im Stich gelassen haben, umiomehr als dies für Sie doch, infolge der Verfl... Brüssiens, die Sie gegenwärtig auf Ihrem Schloß haben, mit Gefahr verbunden sein dürfte. Und was bewog Sie heute zu Ihrem nächtlichen Gang, wenn ich fragen dürfte?“

„Das bedarf einer ausführlichen Erklärung,“ entgegnete Margot. „Zuvor aber sagen Sie Ihren Leuten, Kapitän Ribot, daß sie ihre Neugierde ein wenig meistern sollen. Das Anstarren meiner Person behagt mir nicht.“ Kapitän Ribot, der Führer der hier versammelten Freischärler, ging zu den Feuern hin und veranlaßte seine Leute, die Komtesse nicht durch allzu große Neugierde zu belästigen, dann wandte er sich wieder Margot zu, indes sich die Franktireurs wieder um ihre Würfel und Becher bekümmerten. Als sich der Kapitän und seine Besucherin niedergelassen hatten, meldete sich ein neuer Ankömmling — der Schloßverwalter von Rombeau. Aber wie

sah der Alte aus! Sein Gewand war zerissen und über und über mit Schmutz bedeckt, die Haare hingen ihm wirt ums Haupt und seine Brust keuchte von eiligem Lauf. Als er die Komtesse gewahrte, suchte er leicht zusammen. Es war ihm wohl unangenehm, sie hier anzutreffen. Margots blaßes Gesicht war noch bleicher geworden. Mit einem Blick, in dem eine bange Frage lag, sah sie dem Schloßverwalter entgegen. „Gaston, wo bist du gewesen,“ fragte sie mit erregter Stimme, „den ganzen Tag bist du nicht nach Hause gekommen? Ich habe Schlimmes vernommen. Gesteh mir, du hast im Wald heute auf den Offizier der Preußen geschossen. Leugne nicht!“ Gaston, der Kastellan war von der plötzlichen Frage so verwirrt, daß er nicht sofort die Antwort finden konnte. „Woher — wollen — Sie denn das — wissen?“ kam es scheu und stotternd von seinen Lippen. „Ich habe — allerdings geschossen, aber —“

„Nicht getroffen,“ fiel Margot ein. „Weißt du nicht, was das für unangenehme Folgen haben kann? Hegen denn die Feinde nicht schon Mißtrauen gegen uns, besonders gegen dich? Ist mein Vater, den gar kein Anteil trifft, nicht bei Ihnen in den Ruf gekommen, unsere Sache zu begünstigen, denn nur deshalb sind die Preußen auf unser Schloß gekommen? Deine heutige unverständige Tat kann uns nur schaden. Der Offizier hat schon scheinbar Verdacht geschöpft, als er heute nach dir frug. Du bist sicher erkannt worden.“

„O, ich könnte meine Hand verwünschen, daß sie gesittert hat,“ erwiderte der Schloßverwalter, der jetzt ein ganz anderer war wie vor den Augen der Huzaren. Von den Preußen auf dem Schloß scheint mir der Offizier der Gefährlichkeit zu sein. Ich weiß wohl, daß er Argwohn gegen mich hegt, beobachtet er mich doch auf Schritt und Tritt. Deshalb hatte ich beschlossen, ihn vor den andern aus dem Wege zu räumen. Dazu ließ ich durch die Dienstleute das Märclein von meiner Krankheit verbreiten, um mich ja gegen allen Verdacht zu schützen, was aber nach ihrer Mitteilung nun doch nicht gelungen ist, denn man hat mich wahrscheinlich bei dem Schuß flüchtig gesehen. Am Morgen erfuhr ich, daß der Offizier mit einigen seiner Leute in den Wald zwischen Fromelles und Brix einen Streifritt unternehmen wolte. Ich bin ihnen heimlich gefolgt und an günstiger Stelle habe ich mich auf die Lauer gelegt. Leider zitterte meine Hand und so ging die Kugel fehl. Die Preußen sind bei dem Schuß zuerst erschrocken, aber dann hat mir ihr Leutnant seine Leute nachgeschickt. Beinahe wäre ich ihnen auch in die Hände gefallen, denn der tiefe Schnee gestattete kein schnelles Gausen. Zum Glück konnte ich mich durch eine List retten. Meine Kräfte, die im Schwinden waren, gestatteten es gerade noch, den Stamm einer hohen Tanne zu erklettern und mich in ihrem Wipfel zu verbergen. Die einfältigen Preußen kamen gar nicht auf den Gedanken, in die Höhe zu schauen, denn sonst hätten sie mich vielleicht doch gesehen. Ich habe dann gewartet, bis die Deutschen enttäuscht abgezogen waren. Auf's Schloß getraute ich mich nicht, weil ich fürchtete, erkannt worden zu sein und so bin ich hierher gekommen. Doch hat mir das lange Umherirren nicht wenig zugefügt, wie Sie sehen. Ich ärgere mich nur, daß es doch vergebens war.“

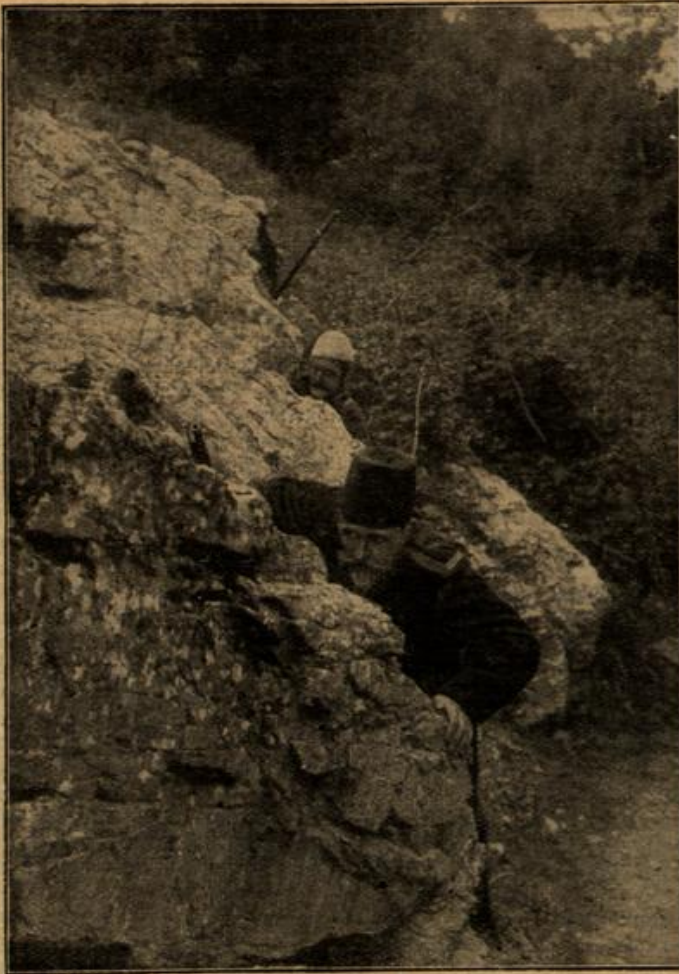
„Alter, dein Streich war äußerst unflug,“ sagte Margot rügend. „Der Offizier ist aber für uns höchst gefährlich,“ verteidigte sich Gaston. „Wie ein Spürhund geht er stets hinter mir her. Und haben Sie vergessen, daß er gleich bei seiner Ankunft das Geheimnis von dem unterirdischen Stollen entdeckt hatte, von dem nicht einmal Ihr Vater weiß? Hätten Sie nicht die Geistesgegenwärtigkeit besessen und mich noch in der Nacht gewarnt, so hätte er sicher herausgefunden, was es mit dem Turm für eine Bewandnis hat. So konnte ich jedoch den Eingang zum Stollen noch rechtzeitig verbergen. Als er am folgenden Tag den Turm besichtigte, hat er nichts Verdacht Erregendes wahrgenommen. Und auch sonst mußten wir ja immer auf der Hut vor ihm sein.“

„Verzeihen Sie, Mademoiselle,“ mischte sich der Kapitän ein, der bis jetzt geschwiegen hatte, „warum wollen Sie denn auf einmal so unentschlossen sein. Früher sollte ich mit meinen Leuten ungestüm den Feind anfallen und nun wollen Sie ihn schonen. Bedauern wir lieber, daß Gastons Vorhaben nicht gelungen ist, denn dann hätten wir schließlich mit den Soldaten leichtes Spiel gehabt. Meine Leute werden schon ungeduldig, weil sie sich seit Wochen hier verborgen halten müssen; ich werde, sobald sich die nächste Gelegenheit bietet, die Preußen in eine Falle locken lassen, daß keiner mehr entrinnt. Ich verstehe nicht, warum wir immer warten sollen.“

„Sie werden nichts unternehmen, was nicht meine Billigung gefunden hat, Kapitän,“ entgegnete die Komtesse scharf und ihre Augen lagen befehlend ihm ins Gesicht. „Sie wissen, daß Sie auf meine Unterstützung angewiesen sind. Wenn Sie etwas ausführen, was mir nicht gefällt, so entziehe ich Ihnen sofort die bis jetzt gewährten Mittel. Sie können dann sehen, wie Sie Ihre tapfere Heldenschar beisammen behalten. Mit einer voreiligen Tat würde der Sache des Vaterlandes nur geschadet. Außerdem könnten dadurch mir und besonders meinem Vater die folgenschwersten Unannehmlichkeiten entstehen, was ich vermeiden will. Mein Vater, der von meinem ganzen Handeln gar nichts weiß, würde die größte Gefahr laufen, wenn Sie Ihr Vorhaben gegen die Besatzung unseres Schlosses ausführten. Man würde ihn naturgemäß der Mitschuld zeihen und was dann — das können Sie sich ausdenken. Ich rate Ihnen also nochmals zur Vorsicht.“

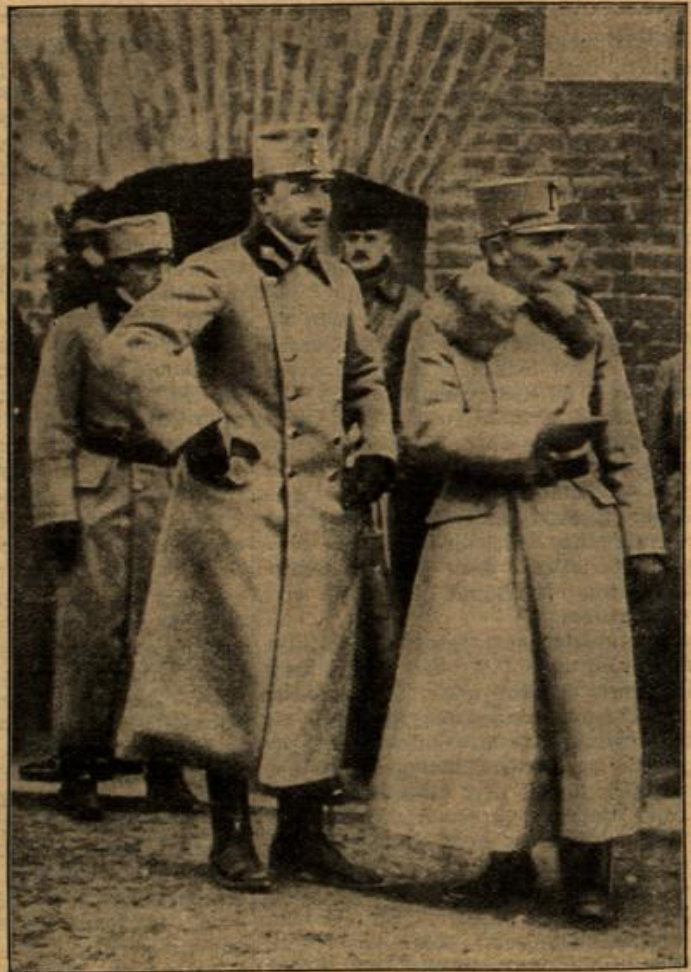
„So sollen wir denn ewig hier liegen bleiben,“ unterbrach sie eifrig Ribot. „Ihr Vater ist wenig Patriot, sonst würde er sich auf unsere Seite stellen und —“. „Herr Kapitän, nehmen Sie bitte sofort das Wort gegen meinen Vater zurück, daß Sie soeben gesprochen,“ fiel ihm Margot ins Wort. „Mein Vater hat mit Bravour unter Napoleon dem Großen gestritten. Das Kreuz der Ehrenlegion ist Zeuge dafür. Er liebt vielleicht Frankreich heißer wie ich und Sie. Wenn seine Meinung über die Art und Weise des Verteidigungskampfes von der unsrigen verschieden ist, so sieht es Ihnen doch nicht zu, ihm mangelnde Vaterlandsliebe vorzuwerfen. Bornig blühten ihm ihre Augen an.“

„Ich bitte um Entschuldigung, Komtesse Margot,“ stotterte der Kapitän verlegen. „Ich dachte nur... ich wollte... Ich nehme das Wort zurück.“



**Eine türkische Schleichpatrouille.**

In dem zerklüfteten Gebiet im Kaukasus werden die Vorteile der Türken in der Verfolgung des Gegners durch Schleichpatrouillen besonders gut zur Geltung kommen. Die Türken sind auf diesem Gebiete der Verfolgung der Feinde sehr gut ausgebildet. Sie werden den Russen dadurch sehr viel Schaden zufügen und sie von ihrem westlichen Kriegsschauplatz abziehen.

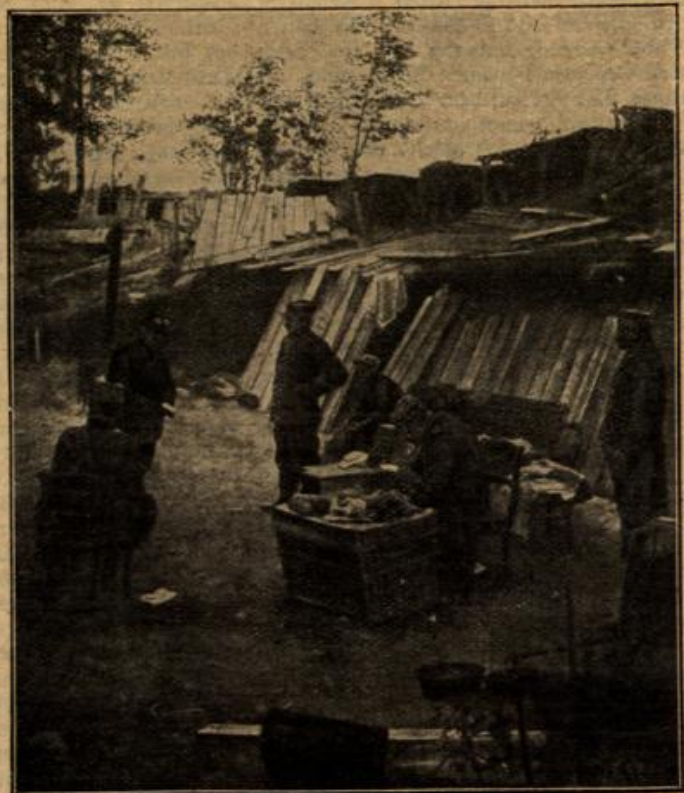


**Der Thronfolger Erzherzog Karl Franz Josef mit dem Verteidiger von Przemyśl, Feldmarschall Leutnant v. Ruemanek (rechts) bei einer Besichtigung der Festung.**



**Zum Kampf um Arras.**

Unser Bild zeigt ein von einer deutschen Granate zerstörtes Haus in St. Laurent, einem Vorort von Arras, und im Vordergrund sehen wir von Granaten getötete Franzosen.



**Blick in einen französischen Schützengraben.**

Unsere Aufnahme wurde einem gefangenen Franzosen abgenommen und zeigt einen französischen Schützengraben in Betrieb.

## Im Hauptwerbeamt in London.

Eine besondere Note im Londoner Leben ist das Werbesystem für das Heer. Jede englische Zeitung enthält große ganzseitige Anzeigen mit der Ueberschrift: „Dein König und Dein Vaterland brauchen Dich!“ Große Plakate, auf denen Kitchener mit dem Finger auf den Beschauer zeigt, mit der Ueberschrift: „Kitchener braucht Dich!“ Neben an jeder Straßenecke. Ob das eifrige und eindringliche Werben um Rekruten von großem Erfolg ist, läßt sich kaum beurteilen. Fast alle Inschriften sind verschieden. „Männer werden für die Front gebraucht!“ steht vorn auf dem Schutzglas in dicker roter Schrift. Oder: „Junger Mann, Dein König braucht Dich!“ Junge Mädchen halten die jungen Männer an.



Vom westlichen Kriegsschauplatz: Ein Beobachtungsstand der Feldartillerie.

Wie wir auf unserem Bilde sehen, ist der Beobachtungsstand am Waldestrand versteckt, mit Telephon und Scheerenfernrohr versehen, um die Wirkung der deutschen Artillerie zu erkunden, der Batterie den Erfolg mitzuteilen und entsprechend die weitere Beschießung einzurichten. Diese Unterstützung der Artillerie ist sehr notwendig und von ganz besonderem Vorteil für die fechtenden Truppen, um die feindlichen Stellungen sturmreif zu machen.



Mannschaften der Budapester Bürgergarde.

Eine Bürgergarde verrichtet den militärischen Sicherheitsdienst in der ungarischen Landeshauptstadt

## Eine Bürgergarde

verrichtet den militärischen Sicherheitsdienst in der ungarischen Landeshauptstadt, wodurch es ermöglicht wird, daß Tausende von aktiven Soldaten, die sonst zu dieser Dienstleistung herangezogen werden müßten, ihrer eigentlichen militärischen Bestimmung auf dem Kriegsschauplatz genügen können.



Im Hauptwerbeamt in London:

Verzeibung der Rekruten sofort nach der Meldung und ärztlichen Untersuchung.



Straßenbild aus Petersburg: Die neueste Extraausgabe.

„Es ist gut,“ sagte Margot. „Und was für einen Plan hatten Sie denn vorhin geschmiedet, als Sie davon sprachen, die Breußen in eine Falle zu locken. Erklären Sie ihn mir.“

„Sehen Sie, Mademoiselle,“ ließ sich Ribot

hören, „die Ausführung des Planes wäre leicht. Mit einem Schlag könnten wir die Feinde überrumpeln und bis zum letzten Mann vernichten. Wie wäre es, wenn meine Leute einmal den unterirdischen Stollen im Schloßberg benutzten? Wir könnten dann

unbemerkt in den Turm und von da in den Schloßhof gelangen. Zur Nachtzeit bietet es keine Schwierigkeit, die Posten zu überraschen und dann den andern den Garaus zu machen.

(Schluß folgt.)

## Die Handschuhkassette. Eine heitere Geschichte von Th. Bohrn.

Schlus.

Nachdruck verboten.

Edith war krank. Sie hatte die ganze Nacht kein Auge zugetan, sondern immerfort geweint und geschluchzt über das Unglück, das große Unglück, das ihr passierte. Es war um die Mittagszeit, sie lag mit schmerzdem Kopf und geschwollenen Lippen und Augenlidern auf der Chaise longue im Speisezimmer und schalt auf die Polizei, die bis jetzt den Dieb noch nicht gefunden hatte. Fredi ging mit langen Schritten im Zimmer auf und ab und die alte Vene deckte den Tisch. Vene war das Faktotum im Hause Brentner seit nahezu einem Vierteljahrhundert und kannte Edith noch ungeboren. Sie hatte tapfer mitgeholfen, das „liebe Kind“ zu verziehen und hing jetzt noch mit abgöttischer Liebe an der jungen Frau. Da Edith wieder einmal ohne Stubenmädchen war (eine sehr oft wiederkehrende Tatsache), war Vene heute gekommen, um auszuhelfen. Ediths Eltern wußten noch nichts von dem „großen Unglück“, das ihrer Tochter widerfahren, aber Venen erzählte die junge Frau, daß ihr gestern ein Dieb in der Straßenbahn Geld aus der Handtasche gestohlen habe, wieviel aber, das verschwiege sie. Vene sprach ihr Trost zu und meinte, das sei doch kein so großes Unglück, viel schlimmer wär's, wenn sie sich einen Arm gebrochen hätte, oder der Herr Hauptmann einen Fuß usw. Aber Edith war keinerlei Trost zugänglich, es war zu schrecklich, daß ihr, ihr so etwas passieren konnte! Darüber kam sie nicht hinweg.

Fredi's Bursche kam herein und überreichte der Frau Hauptmann einen Brief, den der Postbote soeben gebracht hatte. Edith öffnete und las ihn. Er war von Emmi Villion, die sich in überchwänglichen Worten für das reiche Geschenk bedankte und hoffte, die Frau Hauptmann würde ihr Gelegenheit geben, sich mit einem zweiten Porträt zu revanchieren. Edith triumpphierte.

„Siehst du, Fred,“ rief sie, „es gibt auch noch Menschen, die an einem bescheidenen Geschenk Freude haben und sich schönstens dafür bedanken. O, ich wußte es ja, daß ich das Richtige getroffen habe. Die Villion ist aber auch ein netter Kerl, höre. Und sie las den Brief laut vor. Fredi nickte befriedigt lächelnd. Edith hatte für einige Momente ihren Jammer vergessen und meinte noch: „Wahrscheinlich hat ihr bei nachträglicher Besichtigung das Silberbeschläge an der Kassette imponiert.“

Da stand aber plötzlich Vene breitspurig vor der Chaise longue und sagte, indem sie die Hände aneinander rieb: „Na, nehmen sie mir's nicht übel, Frau Hauptmann, aber wenn das ein bescheidenes Geschenk ist, dann weiß ich nicht, was bescheiden sein heißt. Ich meine nicht die alte Schatulle von der Tante Minchen, trotzdem sie mit Silber beschlagen ist, aber den Inhalt.“ Edith sah erstaunt auf.

„Den Inhalt? Nun ja, sechs Paar feine

Handschuhe sind auch nicht zu verachten.“

„Ei, die Handschuhe machen's nicht aus, aber das was in den Handschuhen drinnen steckt.“

„In den Handschuhen steckt nichts, da hast du wieder einmal läuten gehört und nicht schlagen, Ate. Uebrigens, woher weißt du von der Sache?“

Vene stellte sich in Positur und erzählte mit großem Eifer: „Zule, die Köchin bei Villions, sei eine ibrige Landsmännin und Schulfameradin. Sie habe sie schon einige Wochen nicht gesehen und war daher sehr erfreut, heute früh zufällig in der Markthalle mit ihr zusammenzutreffen, na, und da habe sie ihr die ganze Geschichte haarklein erzählt.“

„Was für eine Geschichte?“ wunderte sich Edith.

„Ei, die Geschichte von Tante Minchens gelber Klüsch-Schatulle! Zule sagte mir, sie sei gestern, nachdem die Herrschaften fortgegangen waren, ins Atelier gekommen, um nachzusehen, ob Fräulein Villion etwas brauche, und da hätte das Fräulein die Schatulle in den Händen gehabt und sie von allen Seiten betrachtet und dann zu ihr gesagt: „Sehen sie, Zule, an dieser Kassette hier kann man die erfreuliche Tatsache wahrnehmen, welch großen Aufschwung unser Kunstgewerbe im Laufe der Jahre genommen, und wie sich der Geschmack gebildet und verfeinert hat. Solch geschmacklosen Gegenstand wie diesen da, macht man Gott sei Dank heute nicht mehr.“ Darauf habe das Fräulein ein Paar Handschuhe herausgenommen, und als sie einen davon durch ihre Finger zog, um die Dehnbarkeit des Leders zu prüfen, raschelte es so, als ob in dem Handschuh Papier stecke. Und richtig zog sie einen zusammengelegten Zettel aus ihm heraus, und als sie ihn auseinanderfaltete, hatte sie einen Hundertkronenschein in der Hand.“

„Haaaa!“ Mit einem Ruck setzte sich Edith kerzengerade auf und warf einen vielsagenden Blick auf ihren Mann, der mit gespannter Aufmerksamkeit Venes Rede anhörte. Diese aber sprach weiter: „Das Fräulein untersuchte den zweiten Handschuh — er enthielt gleichfalls einen Hundertkronenschein. Die Zule habe darauf große Augen gemacht, das Fräulein aber sagte: „Sehen sie, Zule, das nenne ich auf noble Art ein Geldgeschenk machen.“ Interessiert nahm sie darauf noch ein Paar Handschuhe aus der Schatulle — dasselbe Resultat und beim nächsten und nächstnächsten Paar das gleiche und so weiter und so weiter, jeder Handschuh enthielt einen Hundertkronenschein. Schließlich lagen wohlgezählte zwölfhundert Kronen vor ihr auf dem Tisch.“

Edith schoß wie eine Rakete in die Höhe.

„Ah, ah! Da hört man ja schöne Sachen!“ rief sie erregt. Nun weiß ich ohne

meiner Tasche geblieben ist — es hat mir's keiner in der Straßenbahn entwendet, es wurde mir schon vorher gestohlen — in der Villa Emmi — — —“

Vene stieß einen Schrei aus. „Aber, aber, Diethchen! Aber, aber!“

„Da gibst's kein aber, aber, Vene, du weißt ja nichts. Ich habe gestern vor der Sitzung das Geld aus der Bank geholt; es waren 12 Stück Hundertkronennoten. Bei meiner Ankunft im Atelier stak das Geld noch in der Tasche, wie ich mich überzeugte, ehe ich die Tasche unter meinen Hut legte. Hätte ich mich lieber beim Verlassen des Ateliers überzeugt, wär' mir der ganze große Jammer erspart geblieben und ich hätte die Diebin gleich entlarven können.“ Sie hatte eilig das Gürtelband ihres Schlafrodes auf.

„Bringe mir rasch mein blaues Kleid, Vene, ich fahre sofort nach dem Cottage.“

Sie lief zur Türe des Nebenzimmers, doch da wurde sie von rückwärts an beiden Achseln festgehalten, und Fredi rief: „Bist du von Simen, Edith? Was willst du im Cottage?“

Von der Villion das Geld zurückfordern, das sie mir aus der Tasche nahm und in die Handschuhe steckte.“

„Unerhörte Beschuldigung, die noch dazu jeder Logik entbehrt! Ein Dieb hält doch seine Tat geheim und posant sie nicht in die Welt hinaus.“

Vene stand zitternd in einer Ecke und verwünschte im geheimen ihre Schwachhaftigkeit — was würde da jetzt herauskommen? Das Weinen stand ihr nahe.

Fredi hatte Edith auf einen Sessel niedergedrückt und blieb vor ihr stehen.

„Denk' einmal nach, Kind,“ sagte er im begütigenden Tone, „wann hätte die Villion das Geld nehmen sollen, sie war ja keinen Augenblick allein im Atelier und unter unseren Augen wär's wohl kaum möglich gewesen; sie müßte denn eine Eskamoteurin sein, und selbst dann war's ausgeschlossen, denn sie kam doch gar nicht in die entfernte Ecke, wo der Stuhl mit der Tasche und dem Hut stand.“

Edith wischte mit der Hand über ihre Stirne, sie war ganz kleinlaut geworden, denn es kam ihr nun doch vor, als ob sie mit ihrer Anschuldigung zu rasch gewesen wäre.

„Ja, aber — an einen Dieb in der Straßenbahn glaube ich nicht — und wie kamen denn gerade abgezählt zwölf Hundertkronenscheine in die Handschuhe? Ich hab' sie doch nicht hineingesteckt. Wenn's also die Villion nicht getan hat, dann hat's jemand anders getan, aber im Atelier ist es geschehen,“ entschied wieder energisch Edith.

„Um, mit dieser Behauptung kannst du recht haben, das glaube ich selber,“ gab Fredi zu.

„Ja, aber es war außer uns dreien niemand im Atelier — es müßte beim je-

mand gekommen sein in der Zeit, als ich mit der Villion im Garten war.“

„Nein, nein, es kam niemand, ich war ganz allein und zwar geraume Zeit, denn ihr bleibt lange aus.“

Edith sah auf, denn etwas im Tonfall seiner Stimme machte sie stutzig. Ein verschämter Ausdruck lag auf seinem Gesicht, da kam ihr plötzlich, sie wußte nicht woher, ein entsetzlicher Gedanke. Sie schnellte empor, starrte mit weitgeöffneten Augen ihren Mann an und fassungslos stammelte sie:

„Fred! Du — du hast — du — du warst — du konntest? — — —“

„Ja, ja, so, genau so ist's!“ schmunzelte er. „Ich habe, ich war, ich konnte — und noch mehr, ich wollte, mußte und durfte.“

Edith sank sprachlos in den Sessel zurück und Fredi machte plötzlich ein sehr ernstes Gesicht und fuhr im ernsten Tone fort: „Erinnere dich, daß ich, als wir die Straßenbahn verlassen hatten und du den Abgang des Geldes bemerktest, zu dir sagte, es sei kein Unglück, sondern eine gerechte Strafe für dich. Ja, eine gerechte Strafe, denn du hast mich belogen und betrogen, indem du auf unerhörte raffinierte Art die schneidende Handtaschentasche ins Atelier schmuggeltest und sie mit hochtrabenden Worten der Villion anbotest, wie einen Gegenstand von großem Wert — und das alles gegen meinen ausdrücklichen Wunsch und Willen, das alles, nachdem ich dir wiederholt erklärt hatte, ich sei unerblicklich blamiert vor dem ganzen Offizierskorps, wenn die Geschichte mit dem kanariengelben Handschuhkasten bekannt würde und das sie das geworden wäre, dafür hätte schon Hauptmann Villion gesorgt. Und so handelst eine Offiziersfrau, aus Geiz, aus purer Geldgier, die vor nichts zurück schreckt, auch vor der Lächerlichkeit nicht. — Zum Glück konnte ich die Scharte auswaschen. Ich wußte, du hattest Geld aus der Bank geholt, das konnte nur in der Handtasche stecken. Die Gelegenheit war günstig und ich benutzte sie einfach. Freilich hätte ich dir's schon gestern abend erzählen können, aber ich spielte absichtlich ein bißchen Komödie — du hattest es reichlich verdient. Und weil wir gerade dabei sind, höre noch eines. Die „Gütergemeinschaft“, wie du sie auffassest, paßt mir nicht, verwalte du dein Geld wie dir's beliebt und ich werde das mit dem meinigen tun. Ich bin ein friedliebender Mensch und habe das ewige Geplänkel, das sich einzig nur um das liebe Geld dreht, satt und überfett! „Spare, ohne zu entbehren, genieße, ohne zu verschwenden,“ lautet meine Devise — richte dich danach, mein liebes Kind.“

Das liebe Kind hatte die Ellenbogen auf die Stuhllehne gestützt und das Gesicht in ihre Hände gelegt und rührte sich nicht.

„Ich bin durchaus nicht gewillt,“ fuhr Fredi fort, „mich von deiner hervorragenden Eigenschaft gängeln zu lassen. Diese Eigenschaft mußt du ablegen, denn sonst wird sie zum großen Unglück für uns beide — das merke dir, und damit basta.“

Er drehte sich auf dem Absatz herum und begann wieder eine Wanderung durch's Zimmer, mit hochrotem Gesicht, denn er hatte sich ganz heiß geredet. Vene kam aus der Ecke hervor, sie sah durchaus nicht mehr erschrocken drein und war der ganzen Szene mit Interesse gefolgt. Sie warf einen befriedigten, beinahe stolzen Blick auf den Hauptmann, ehe sie mit einem leeren Satzsaß leise das Zimmer verließ. Draußen nickte sie noch mit dem Kopfe, als wollte sie sagen: „Der versteht's.“

Es wurde laut an die Türe geklopft, und ohne ein Herein abzuwarten, trat Papa Brentner ins Zimmer.

„Grüß euch Gott, Kinder!“ rief er laut und fröhlich, setzte aber gleich ein verblüfftes „Manu?“ hinzu, als er die Situation überblickte. Er war es gewöhnt, daß bei seinem Erscheinen Edith auf ihn zuslog, ihm um den Hals fiel, ihn küßte und die Wangen tätschelte, indem sie zehn Fragen zugleich an ihn richtete. Nun saß sie stumm und steif, mit verdecktem Gesicht und der Schwiegerjohn lief herum mit krebsroten Wangen.

„Aha, ein eheliches Intermezzo,“ bemerkte der Papa. „Na, kommt in den besten Familien vor,“ schmunzelte er.

„Jawohl, Papa,“ lachte Fredi, „kommt in den besten Familien vor!“ Die beiden Männer schüttelten sich die Hände.

„Was hat denn die Dithi, ist sie krank?“

„Nein, Papa.“

„Sapperlot, nicht krank und um die Mittagzeit noch im Schlafrock — was ist das für eine Mode?“ Er stieß leicht den Schwiegerjohn an: „Weint sie, oder bockt sie?“

„Vestres Papa, natürlich.“  
Da erhob sich Edith, und mit den Worten: „Ihr Männer seid alle Ungeheuer,“ lief sie zur Türe hinaus. Sie wußte, im Punkte Schlafrock war der Vater spießig, ferner wußte sie, daß er nun fragen würde, was es gegeben hat und daß ihm Fredi alles erzählen würde; am genauesten aber wußte sie, daß vom Papa aus Fredi recht bekam und sie unrecht, natürlich, eine Frau bekam ja nie recht Männern gegenüber, am wenigsten, wenn sich's um Geld handelte.

Die beiden „Ungeheuer“ lachten, aber Edith hatte richtig geraten, denn kaum war sie vom Schaulplatz verschwunden, erfolgte die väterliche Frage und darauf die Antwort in Form einer ausführlichen Schilderung des Erlebten. Herr Brentner hörte aufmerksam zu und nickte nur hie und da bestätigend mit dem Kopfe; als Fredi aber demonstrierte, wie er die Geldscheine in die Handschuhe steckte, da warf sich Papachen der Länge nach auf die Chaise longue und lachte, lachte, daß ihm die Tränen in die Augen kamen.

„Ein kapitaler Einfall, Fredi!“ rief er. „Ein kapitaler Einfall!“

„Bardon, Papa, der Einfall ist nicht von mir.“

„Sondern von — — —?“

„Von Mama Brentner.“

„Was tausend, von meiner Frau? Wie das?“

„Ja, weißt du, als wir von unserer Hochzeitsreise zurückkamen, besichtigten wir im Beisein unserer beiden Mütter alle während unserer Abwesenheit eingetroffenen Geschenke und da kam auch Tante Minchens Handschuhfascette an die Reihe. Edith moßte sich über die geschmacklose, leere Schachtel und meinte, Tante Minchen hätte doch wenigstens Handschuhe hineinstecken können. Da sagte Mama: „Jawohl, und in jeden Handschuh einen Hundertkrone Schein!“ Das fiel mir rechtzeitig ein und ich holte nach, was Tante Mine versäumt hatte.“ Neuerliches Lachen.

Vene erschien im Türrahmen, mit dem dampfenden Suppentopf und hinter ihr Edith. Sie hatte sich in der Geschwindigkeit friiert und ein einfaches Blusenkleidchen angezogen, das stand ihr allerliebste zu Gesicht, obgleich sie etwas übermäßig aussah.

„Hast du schon gebeißt, Papa?“ frug Fredi.

„Nein, aber ich esse nichts, ich muß gleich nach Hause, sonst brummt Mama.“

„Es würde ohnehin für drei nicht ausreichen,“ spottete Fredi.

Edith warf ihm einen unwilligen Blick zu. „O ja, es reicht schon!“

„Sm, hm, ich vergaß, Vene ist ja hier, da reichs.“ — Papa lachte unbändig.

„Habt ihr vielleicht ein Glas Wein für mich? Das würde ich trinken.“ Vene nahm eine Flasche Wein aus dem Buffet und stellte sie nebst einem Glase Herrn Brentner hin. „Aber Vene, nur ein Glas?“ Bewundert guckte er die Wassergläser an, die bei den beiden Bedecken standen.

„Ja, Kinder, trinkt ihr denn mittags keinen Wein mehr!“

„Nein, Papa,“ lachte Fredi, „den haben wir uns abgewöhnt. Weißt du, ich lebte seit meiner Verheiratung bis vor kurzem nur von der Liebe — erst jetzt habe ich wieder Wünsche nach realen Genüssen bekommen — nur muß sich meine Frau erst daran gewöhnen, meine Wünsche zu berücksichtigen.“ Edith wurde ganz rot und gab dem Frechling einen Klaps. Vene stellte noch zwei Weingläser hin. Papa Brentner schenkte ein. „Wißt ihr, wo ich jetzt war? Bei der Villion. Ich wollte mir doch das Bild ansehen. Kinder, ich sage euch, zwölfhundert Kronen ist ein Pappentier für dieses Kunstwerk, das ist einzig schön! Ich hab' auch gleich eine Kopie davon bestellt, die will ich Mama zum Geburtstag schenken. Profit! Die Villion soll leben!“ Die Gläser klangen zusammen, selbst Edith stieß zögernd mit an und Papa fuhr fort: „Die Villion soll leben — und Tante Minchen und ihre Handschuhfascette daneben!“ Er sagte das mit so viel Nachdruck und Humor, daß sogar Edith ganz wieder ihren Willen hellauf lachen mußte.

„Na, Gott sei Dank, sie lacht wieder!“ rief Fredi. „Es beginnt eine neue Aera, und auf deren Geheiß wollen wir ein extra Glas leeren!“

## Humoristisches.

Zweideutig. „Offen gesagt, Herr Oberförster, ich halte die meisten Ihrer Erzählungen für erlogen.“ — Förster (wütend): „Sie, wenn Sie das noch einmal sagen, dann werde ich Ihnen mal die Wahrheit sagen!“

Der Parvenü. Bankier: „Ich bin auf dem Bilde ja recht gut getroffen, nur meine Ordensdekorationen fallen zu wenig ins Auge.“ — Maler: „Ja, das müssen Sie sich von einem Dekorationsmaler besorgen lassen.“

Die Ahnung des Turkos. „Hast du Heimweh,“ fragte Mac Mahon vor der Schlacht bei Wörth einen vor seinem Quartier

Wache stehenden Turko, der sehr traurig vor sich hinblickte. „Das nicht,“ antwortete dieser, „aber ich glaube, es wäre besser gewesen, wir wären alle zu Hause geblieben.“

Auflösungen der Rätsel aus  
voriger Nummer:

Wiberrätsel: Vormundschaftsgericht.



Gefangene Deutsche in Lyon.

Alle Verbündeten haben die in ihren Ländern weilenden deutschen Männer, Frauen und Kinder gefangen genommen und interniert. Dabei sind die Franzosen scheinbar die aufrichtigsten gewesen, denn die deutschen Frauen, die kürzlich über die Schweiz zurückfahren durften, wurden von ihnen nicht so schlecht behandelt, wie es in England und Rußland geschieht. Außer über das Essen, sowie Belästigungen seitens der Bewachungsmannschaften und der Zivilisten beim Transport, hatten die meisten nicht zu klagen.



Feldzeugmeister Potiorek, der siegreiche Führer der österreichisch-ungarischen Armee gegen Serbien.



Ein Ruhetag: Gesangstunde hinter der Front.



Deutsche Soldaten vor dem Boulanger-Denkmal in Rantillois.

Das hätte sich der große Deutschenhasser Boulanger wohl auch nicht träumen lassen, daß sein vom eisernten Ruhm der siegreichen „Revanche-Idee“ umglänzttes Haupt einmal den Schmutz einer „preussischen“ Militärmütze tragen würde!



Bilder aus einem Konzentrationslager deutscher Zivilgefangener in Frankreich. Deutsch sprechen ist verboten! — Erteilung von Unterricht im Französischen.